

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 32 (1942)
Heft: 5

Artikel: Zwei, die dasselbe tun
Autor: Zweifel, Lilly
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZWEI, DIE DASSELBE TUN

Von LILLY ZWEIFEL

Beide hiessen mit Namen Emil Meier. Wenn die Behauptung, der Name deute seinem Klang nach auf den Charakter eines Menschen, erhoben werden sollte, die Geschichte von den beiden Emil Meier würde ganz und gar dagegen sprechen. Emil Meier, der Heitere, wagte in seiner Sorglosigkeit, den Menschen die unglaublichsten Dinge ins Gesicht zu sagen. Emil Meier, der Finstere aber wagte nicht den zehnten Teil dessen, was sich sein Namensvetter erlaubte, und dieses wenige auch nur in Momenten, wo ihn der Zorn hinriss. Und doch kam er, in den Ruf eines unmöglichen Kerls, wogegen man dem Heitern nichts übelnehmen konnte. Der Schwarze konnte nicht den kleinsten Fluch aussprechen, ohne damit den Widerwillen seiner Umgebung herauszufordern. Der Helle aber leistete sich, wenn sein Temperament aufloderte, die längsten der sogenannten „langen Wörter“.

Emil Meier der Heitere war imstande, *jeden* Menschen anzusprechen. Im Tram, im Café, in der Bahn, auf der Strasse, auf jeder Treppe machte er Bekanntschaften und vergass sie wieder, so selbstverständlich war ihm der Umgang mit seinesgleichen. Seinesgleichen aber hiess für ihn alles, was Menschenantlitz trug. Er grüsste drei Regierungsräte, die er wirklich nur bei irgendwelchem Anlass getroffen, und mit denen er sieben Worte gewechselt, ohne sich zuerst vorzustellen. Dem einen soll er eine Zeitung gereicht haben, man sagt, im Bahnhofbuffet, dem andern hatte er in einem Wirbelwind den Hut aufgehoben, dem dritten reichte er einen Koffer vom Gepäckschalter aus über die Köpfe des Publikums hinweg und legte einen Witz bei, und derlei Kleinigkeiten genügten, um die Grussbekanntschaft zu begründen. Und wie mit Regierungsräten, ging er mit Kohlenträgern und Ladentöchtern, mit Polizisten und Zeitungsverkäufern, mit Bauern auf dem Markt und mit Ferienreisenden um.

Es versteht sich von selber, dass Emil Meier der Heitere auch den Freimut besass, Damen anzusprechen, und dass er dies ungestraft wagen durfte. Natürlich tappte er nicht jederzeit und an jedem Orte zu. Er wusste genau um seine eigenen und um die Grenzen anderer Leute, und Gesichter, die zum vornherein natürliches Zulächeln verboten, unterschied er sicher von jenen, die es erlaubten. Es steckte viel von seiner einstigen gesunden Knabenhaftigkeit in ihm, und aus dieser Knabenhaftigkeit heraus witterte er auch die Fähigkeit zwangloser Kameradschaftlichkeit in einem Frauengesicht.

Emil Meier der Finstere dagegen durfte keine Frauen ansprechen. Das Verbot, es zu wagen, wohnte in seinem Blute. Wenn er je gewagt hätte, sich einer Frau zu nähern, würde dies eine Sünde gegen ein inneres Gesetz bedeuten haben. Kein Wunder, dass es zu einem bösen Skandal kommen musste, als er sein Verbot übertrat und sich an die Dame im schwarzen Lammfell heranmachte. Sie sah ihn herankommen, sie beobachtete richtig, wie er vom Trottoir auf das andere zusteuerte, sie stellte fest, wie er sie zweimal überholte, zweimal an einem Schaufenster stehen blieb und sich endlich gerade vor ihr aufpflanzte. Er hatte wirklich alles getan, um sich verdächtig zu machen, alles, um ihre Aufmerksamkeit zu wecken, sie musste merken, mit welchem schlechtem Gewissen er nun endlich vor ihr stand.

Und als er den Hut zog und bleichen Gesichtes zu stottern anfing, liess sie ihn gar nicht erst zu Worte kommen. „Was wollen Sie? Warum verfolgen Sie mich? Lassen Sie mich durch oder ich hole die Polizei!“ So sagte sie. Und Emil der Finstere dachte nicht, was er hätte denken müssen: „Tugendfurie“ oder Ähnliches; er ver-

suchte vielmehr, eine Verteidigung seines Vorhabens zu stammeln und von Missverständnis zu fabeln. Worauf er eine Ohrfeige erhielt und sich hinreissen liess, der Dame zur Antwort auf die Finger zu klopfen. Da er mit seiner Linken gehauen, traf es sich, dass sein Ring, den er am kleinen Finger trug, die Hand der Unbekannten verletzte. Worauf sie schrie, die nächsten Vorübergehenden herbeirief und den Erstbesten aufforderte, nach der Polizei zu rufen.

Emil Meier der Finstere hatte wieder einmal Pech gehabt. Zur Not konnte er verhüten, dass ihn der Uniformierte gleich mitnahm. Aber seinen Namen musste er angeben und anhören musste er, wie die Dame ihn und sein Benehmen darstellte und wie sie versuchte, die Umstehenden als Zeugen zu fassen. Ein Gerichtshandel war in Sicht, möglicherweise Zeitungsnutzen, überschrieben: „Ein Frechling“. Oder „Ein Don Juan erfährt seine Abfuhr“. Oder so etwas.

Eben als ihn der Polizist entlassen hatte und die Dame sich mit einem letzten empörten Schnauben nach ihm umgedreht und deutlich das Wort „Kerl“ ausgestossen, löste sich aus dem Haufen der Gaffer ein Mann und kam auf den bleichen Uebeltäter zu. Er sagte:

„Sie heissen Emil Meier? Nicht wahr?“

„Warum fragen Sie?“ fragte der Finstere.

„Warum?“ lachte der andere. „Weil ich nämlich auch Emil Meier heisse! Spasshaft, nicht wahr? Ich muss Sie nur bedauern, dass Sie sich so ungeschickt benommen haben. Ich für mich hätte das anders angefangen. Trinken wir zusammen ein Glas? Nach dem Schrecken wird Ihnen das nicht schaden!“

Ganz benommen folgte der Finstere dem Heitern in die nächste Wirtschaft und trank mit ihm wenigstens drei Gläser. Bei dieser Gelegenheit brach der Heitere einen Plan vom Zaun, der an sich ganz unschuldig aussah, jedoch gewisse Risiken in sich schloss. Emil Meier schlug Emil Meier vor, den Versuch mit jener Dame, die Frau Seiler hiess, so hatte sie den Polizeimann unterrichtet, zu wiederholen.

„Verstehen Sie, Herr Namensvetter, *ich* werde sie ansprechen, nicht *Sie*, und *mich* wird sie nicht ohrfeigen!“

„Und was hab *ich* davon?“ sagte der Finstere.

„Frau Seiler wird keinen Gerichtshandel heraufbeschwören, ich werde ihr beibringen, dass es sich um ein Missverständnis gehandelt.“

„Wenn Sie das können...“

Emil Meier der Heitere machte die ungefähre Zeit ausfindig, in welcher Frau Seiler täglich die Bahnhofstrasse hinab ging. Eines Tages postierte er seinen finstern Bruder an einer Strassenecke und sagte: „Nun aufgepasst!“ Dann ging er geradewegs der herankommenden Dame entgegen, tat, als ob er einem Kinderwagen ausweiche, stiess ziemlich heftig gegen den schwarzen Lammfell und bewirkte, dass der Angestossenen ein Paket aufs Trottoir fiel.

„Entschuldigung!“ sagte er mit heiterem Schelmelachen, „hier ist Ihr Paket, ich wollte nur eine Verbeugung vor Ihnen machen.“

Sie lächelte. Von diesem Tage an wusste es Emil Meier der Heitere einzurichten, dass er die Dame mehrfach begegnete. Er grüsste jedesmal obenhin, und gerade die Leichtigkeit seines Grusses erlaubte auch ihr, unverbindlich zu nicken. Daraus wurde nach der fünften Begegnung ein herzhafter Gruss, dann eine förmliche Vorstellung, die erlaubte, auch den Finstern heranzuholen und an die Beseitigung des Missverständnisses zu gehen. Wer nicht glaubt, dass die Witwe Seiler nach einem Jahre die Frau des tragisch finstern Emil Meier wurde, der hat wenig Phantasie.